

Liebe Leser\*innen,  
 die Erkenntnis, dass Migration und damit einhergehende kulturelle Vielfalt schon immer Teil der europäischen Geschichte waren und damit auch das Leben in Deutschland (und seinen Vorgängerstaaten) geprägt haben und bis heute prägen, ist nicht neu. Spätestens seit der Anwerbung von „Gastarbeitern“ in den 1960er und frühen 1970er Jahren war dies auch Thema in der Politik der Bundesrepublik Deutschland. Dennoch hat sich Deutschland – so wie viele andere europäische und weitere Staaten auch – lange Zeit schwer damit getan, faktische Einwanderung und damit verbundene gelebte Vielfalt auch als solche zu benennen bzw. diese als Normalität anzuerkennen. Und auch wenn 1999 die Bundesregierung in einer Broschüre zum neuen Staatsangehörigkeitsrecht zum ersten Mal offiziell feststellte, dass „Deutschland [...] schon längst zum Einwanderungsland geworden“ ist und 2006 der damalige Innenminister Wolfgang Schäuble als erster in einer offiziellen Rede aussagte, dass der Islam zu Deutschland gehöre – ein Satz, mit dem seit 2010 der damalige Bundespräsident Christian Wulff assoziiert wird – wurde über diese Feststellungen und das angemessene Wording noch jahrzehntelang diskutiert – von vielen Kritikern bis heute. Entsprechend einseitig und häufig problemorientiert wurde und wird Migration (in erster Linie als Immigration) in Politik, Gesellschaft und teilweise auch in der Wissenschaft betrachtet. Dualismen und binäres Kategorisierendes („wir“ und „die anderen“) prägen bis heute viele populäre Diskurse, wobei Diskurse angesichts der mageren Argumente vielleicht oftmals zu hoch gegriffen ist.

Dagegen hat sich in den letzten Jahrzehnten eine immer größere Kunst- und Kulturszene entwickelt, die Migration aus Sicht von Eingewanderten und ihren Nachfahren behandelt, die veraltete Sichtweisen und Stereotype aufbricht, neue Perspektiven vermittelt. Auch die Migrationsforschung hat mit Themen in Form von Diaspora-, Globalisierungs- und Transnationalismusforschung oder als „kritische Migrationsforschung“ neue Wege eingeschlagen. Im deutschsprachigen Raum ist in den letzten Jahren für diese „neue“ Sichtweise, Migration (und damit verbunden Integration, Teilhabe und die Frage nach einer „deutschen“ Kultur und Identität)

## E D I TORIAL

tät) nicht mehr essentialistisch und binär zu betrachten, sondern kulturelle Vielfalt zu würdigen, transnationale Wirklichkeiten als Normalität zu verstehen und Migration nicht mehr nur defizitorientiert zu betrachten, der Begriff „postmigrantisch“ kennzeichnend geworden: Die „postmigrantische Gesellschaft“ wird als Gesellschaft begriffen, in der Migration als andauernder gesellschaftsgestaltender Prozess verstanden wird. Die „postmigrantische Perspektive“ bedeutet, veraltete Sichtweisen auf Migration und Migrierte aufzugeben (oder zumindest zu hinterfragen) und neue kulturelle Einflüsse und Vermischungen („Hybridität“ – auch wenn dieser Begriff ebenfalls problematisch ist) zuzulassen oder zumindest dafür offen zu sein – in allen Bereichen der Gesellschaft.

Diese Perspektive hat auch das Forschungsprojekt POMIKU, das von 2018 bis 2022 vom BMBF im Rahmen der Förderlinie „Migration und gesellschaftlicher Wandel“ gefördert wurde, als analytischen Rahmen genutzt und versucht einzunehmen. Einem Teil der Ergebnisse des Verbundprojekts von HAW Hamburg, Universität Hamburg und des Lenzsiedlung e. V., das in der Lenzsiedlung im Hamburger Bezirk Eimsbüttel durchgeführt wurde, ist diese Ausgabe von *standpunkt: sozial* gewidmet.

Astrid Wonneberger

# E D I TORIAL

Liebe Leser:innen,  
dies der zweite Teil des sehr viel längeren Editorials aus gegebenem Anlass. Die Rahmung dieser Ausgabe hat meine Kollegin Astrid Wonneberger bereits im vorhergehenden Teil umrissen.

Koordiniert ist dieser Thementeil als Auszug der Forschungsergebnisse des Projektes POMIKU – Postmigrantische Familienkulturen von Astrid Wonneberger, Diana Lölsdorf, Sabina Stelzig und Katja Weidtmann.

Der Begriff „postmigrantisch“ wirft Fragen auf: Wie in den Forschungs- und Erfahrungsberichten deutlich wird, sollen „postmigrantische“ Kulturen als gelebte – und so auch akzeptierte – „Normalität“ erscheinen, die in der Alltäglichkeit stattfindet und Eingang in die Gesellschaft gefunden hat – während gleichzeitig auch Stigmatisierungserfahrungen deutlich werden.

Doch widerspricht nicht der Begriff „postmigrantisch“ eben dieser – auch zu Recht gewünschten – Alltäglichkeit? Allein in der Zusammensetzung des Begriffs zeigt sich die Annahme, dass es sich um „migrantische“ Kulturen handeln muss – auch wenn das vorangestellte „post“ dies zu negieren scheint.

Begriffe wie Vielfalt – und auch „postmigrantisch“ –, aber auch andere verfehlen semantisch die erhoffte „Normalität“:

Sie erzeugen eher den Gedanken an nebeneinander bestehende Unterschiede, wobei „postmigrantisch“ noch stärker das Neben- und u.U. Gegenein-

ander konnotiert, indem Migration als offensichtlich Fremdes und Unvereinbares benannt werden muss. Dass es „post“-migrantisch benannt wird, zeugt zwar davon, dass die Forschung an überwindbare Grenzziehungen von Kulturen denkt – und dass aus einer spannungsvollen, entspannten Umgehensweise mit kulturellen Kontexten neue, hybride Kulturen (früh schon Homi K. Bhabba, Die Verortung der Kultur) entstehen können – ein Gemeinwesen, dass auf Teilgabe als umfassendste Weise von Partizipation mit (jedoch nicht darauf beschränkter) Entscheidungsmacht und durchaus auch auf agonistischen Prozessen (Mouffe: Agonistik), ohne Feindschemata oder Andersheiten zu produzieren, basieren können sollte. Geschuldet sein mag der Begriff „postmigrantisch“ sicherlich einer – noch – gegenwärtigen Problematisierung in der Frage nach den Haltungen zu Migrationsfragen. Es mutet zumindest anerkennungswürdig an, dass sich in der Debatte um Postmigration keine anderen begrifflichen Fassungen der Wirklichkeit anbieten. Statt dieser und anderer Begriffe wäre ein Hinweis auf „altmodische“, aber gehaltvolle und differenzierte Begriffe nötig. „Mannigfaltigkeit“ als ein begrifflicher Vorschlag: Die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, der Wirksamkeit alltäglicher Verflechtungen, den oft nicht mehr benannten Schnittstellen der scheinbar unversöhnlich sich gegenüber stehenden „Positionen“ und der Vernetzungswirkung von „Mannig-

# E D I TORIAL

faltigkeit“, die sich *„[...] nicht auf ein Wesen, eine Einheit, ein Prinzip, eine Identität zurückführen [lässt]“* und *„[...] mehr als das bloße Nebeneinander des Verschiedenen [ist]“*, sondern *„auf die Verschränkung des Disparaten [abhebt]. [...] Es ist die relationale Stellung der Komponenten, die ihren Wert bestimmt, und nicht der Bezug auf einen transzendenten Maßstab.“* (Bröckling et al., *Das Andere der Ordnung*, 2015: 37; de Certeau, *Kunst des Handelns*, 1988). Dieser Begriff zusammen mit dem Begriff „Ambiguitätstoleranz“ und die Kenntnisnahme eines „tertium datur“ („Es gibt ein Drittes“; Serres, *Parasit*, 2002; Baecker, *Wozu Kultur?*, 2000 etc.) sowie der „Unverfügbarkeit“ (Rosa, *Unverfügbarkeit*, 2020) vermöchten die „postmigrantische Alltagswirklichkeit“ vielleicht deutlicher zu umfassen und würden sowohl Enttäuschungen in partizipativen Versuchen in der Forschung (wie in einem Bericht durchaus geschildert) als auch Vorurteile (auch positiv-diskriminierend besetzte) verringern und Prozesse der Annäherung wie weitere partizipative Settings ermöglichen. Die Ausgestaltung der Settings zu untersuchen und die Dimension der „Teilgabe“ – und nicht nur der Teilhabe oder Teilnahme – zu hinterfragen sowie in begrifflicher Hinsicht (s. „Postmigration“ – „Mannigfaltigkeit“) Potenziale für weitere Forschungen aufzufinden, wäre ein weiteres lohnendes Vorhaben. Insofern sind die gewonnenen Erkenntnisse und Interventionen des Projekts POMIKU sicherlich ein Ausweis dafür, dass ein komplexes Gemeinwesen

auch einer „forschenden Gestaltung“ bedarf, um die mannigfaltigen Bezüge durch weitere Forschungen zu entdecken. So wie der Begriff „postmigrantisch“ hier kritisch betrachtet wurde, müssten aktuell weitere Begriffe – ganz unabhängig vom Projekt POMIKU – im Kontext einer Diskurskultur thematisiert werden. „Haltung“ ist z. B. nicht allein im wissenschaftlichen System einer Kritik zu unterziehen: Wissenschaftliche Erkenntnisse und Ergebnisse sind offen für Kritik und leben von Antithesen ... Es wäre allgemein ein derzeit notwendiger Fortschritt, würde dies gelebt werden und in einer Diskurshaltung zum Ausdruck kommen, die erst ein Gemeinwesen konstituieren würde, das nicht einer „familiäre[n] und kollektive[n] Solidarität“ (Weber, *Kritik der Solidarität*, 2019) entspringt. Aktuell – aber durchaus auch für jüngere Ereignisse und Themen zutreffend – ist die oft vorgetragene „Haltung“ als moralisch sich unangreifbar machende „Position“ in wissenschaftlichen, journalistischen und privaten Kontexten weit davon entfernt, rationalen und sachlich zugänglichen Argumenten ebenso sachlich und rational zu begegnen. Das trifft mittlerweile in allen krisenhaften Bereichen zu, in denen z. B. der sprachlich ins Tendenziöse gewandelte Begriff „umstritten“ (es gibt einige „umkonnotierte“ Begriffe ...) geradezu die Aussetzung des Diskurses bedeutet und Disambiguierung potenziert, was in einer „offenen Gesellschaft“ befremdliche und demokratiegefährdende Tendenzen zeitigt, da Diskurse behindert werden. Es

# E D I TORIAL

handelt sich m. E. in diesen Fällen nicht mehr um „Sprachspiele“ (Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, 62013), die den Wirklichkeitsraum und die Lebensweise ermessen, benennen und interpretieren (wie auch de Certeau in Kunst des Handelns auf der Ebene des Alltagshandelns argumentiert), sondern um disambiguisierende Haltungsaufforderungen. Damit sind Bestrebungen verbunden, durch Sprache „quasi-institutionelle“ Wirklichkeiten zu manifestieren (Searle: Wie wir die soziale Welt machen, 2012; wenn dies in dieser Weise von Searle auch nicht intendiert war ...). Gefragt ist eine epistemische Neugier nach den Alltagswirklichkeiten, den oft sinnvoll gewünschten Veränderungen einschließlich den Wegen der Umsetzung – durchaus auch auf sprachlicher Ebene.

Vielleicht geht es um mehr als haltungsbewehrte Schlagworte: Vielleicht geht es um die viel schwerwiegendere Frage nach Ambiguitätsangeboten, die die „Zumutung Demokratie“ (Schönberger, 2023) erleb- und akzeptierbar machen könnten. Zielführend wären positive Ambiguitätsangebote in offenen Settings, die in den Fokus gestellt werden könnten, ohne Ambiguität gleich wieder zu instrumentalisieren, wie dies öfter geschieht, (Schnurr et al.: Mehrdeutigkeit gestalten, 2021), womit Ambiguitätsprozesse ihrer Möglichkeit beraubt werden.

**Nachruf auf die gedruckte Fachzeitschrift standpunkt : sozial** Nun ein mit einem weinenden Auge zu schreibender Hinweis auf den Abschied vom

Papier und des haptischen Erlebnisses der Ausgaben von *standpunkt : sozial* (denn auch die Papierauswahl gehörte zu unserem Konzept): Nach 33 Jahren wird *standpunkt : sozial* in Zukunft lediglich als Online-Ausgabe auf der Plattform der „Hamburg University Press – HUP“ erscheinen. Haptisch bedeutet dies einen Qualitätsverlust: Um die Papierauswahl bis hin zur Drucktechnik haben wir uns immer Gedanken zusammen mit der Druckerei für eine bestmögliche Qualität gemacht. *standpunkt : sozial* war (und ist vielleicht noch) die einzige deutschsprachige Zeitschrift für Soziale Arbeit, die von einer Hochschule herausgegeben wird. Versuche anderer Hochschulen scheiterten meist an qualifizierten Personen und an Ressourcen. Hochschulinterne „Vorgaben“ bedeuteten uns, dass die Druckausgabe aus Kostengründen nicht mehr tragbar sei. Dass eine Hochschule ihre Forschungsergebnisse in die Öffentlichkeit publizieren muss und soll, scheint wohl Konsens zu sein, nicht jedoch die Art der Publikation. Die Ökonomisierung solcher Aufgaben der Wissenschaft, um in die Öffentlichkeit zu gelangen und wertvolle Hinweise aus Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit zu geben und auch aus Theorie und Praxis zu erhalten, ist eine der Aufgaben eines Bildungs- und Forschungssystems für das Gemeinwesen. Insofern geht der Dank explizit auch an alle Departmentleitungen der Sozialen Arbeit, die dieses einstmals innovative und nunmehr etablierte Projekt immer

# E D I TORIAL

mit Verve unterstützten! Dies gilt auch und insbesondere für den ehemaligen Departmentleiter Herrn Prof. Dr. Jens Weidner, der mithalf, das erste „Aus“ der Zeitschrift zu verhindern, sowie für die derzeitige Departmentleiterin Frau Prof. Dr. Ulrike Voigtsberger, die die Fortführung der Zeitschrift als digitale Version vehement unterstützt. Nicht zu vergessen sind die „Gründer“ dieser Fachzeitschrift: Dietrich Treber, von dem ich den Staffelstab 2013 mit großartiger Unterstützung und Einarbeitung übernehmen durfte, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Schütte, der maßgeblich beteiligt war an der Gründung, sowie Herrn Prof. Dr. Gerd Krüger, der die Zeitschrift zusammen mit Dietrich Treber lange Zeit gestaltete.

Benannt werden muss auch der Beirat der Zeitschrift, der in unterschiedlicher Zusammensetzung wichtige Hinweise und auch Unterstützung für das Überleben und die wissenschaftliche Qualität der Ausgaben sicherte. Hervorzuheben ist aus meiner Zeit als Redaktionsverantwortlicher der Zeitschrift Herr Prof. Dr. Harald Ansen, dem ich für inhaltliche und lektorische Hinweise und Diskussionen seit zehn Jahren enormen Dank schulde (und diese Unterstützung weiterhin für die Onlineversion der Zeitschrift erhoffe).

Last but not least zu danken und in besonderer Weise zu würdigen ist Jörn Bahruth für die grandiose Zusammenarbeit und Beratung zu den Möglichkeiten im Druck und in der Begleitung des Druckprozesses bis hin zu entdeckten Fehlern der Redakti-

on beim Layout! Herzlichen Dank für die in Zukunft vermisste Zusammenarbeit!

Ebenso ist den Studierenden des Masterseminars von Frau Prof. Dr. Ulrike Verch und Herrn Dr. Steffen Rudolph der Fakultät DMI für die großartige Umsetzung des aufwändigen Digitalisierungsprozesses zu danken, ohne deren Einsatz, Kompetenz und Kreativität wir heute nicht so weit wären.

Dass auch eine materielle Ästhetik (Haptik z.B.) eine unschätzbare Bereicherung darstellen kann (auch im Sinne einer ästhetischen Erfahrungserkenntnis), wird wahrscheinlich erst nach Einstellen der gedruckten Zeitschrift nach und nach deutlich werden.

Ganz pragmatisch kann dieser Schritt zur Digitalisierung aber auch als „Ritterschlag“ der Zeitschrift gelten: Wir entsprechen den Qualitätskriterien der Hamburg University Press – und hoffen in Zukunft mehr Menschen über diesen Kanal erreichen zu können – als Open Access-Magazin und damit kostenfrei. Nicht nur für alle Abonnent:innen sind die kommenden Ausgaben kostenfrei abrufbar auf der Plattform „HUP“ (Suche nach „standpunkt sozial“) unter folgender URL:

<https://hup.sub.uni-hamburg.de/oa-pub/hosted-journals>

Wir hoffen, dass Sie erstens die Onlineversion der Zeitschrift nutzen und die Möglichkeit der kostenfreien Nutzung in Ihren Kreisen gerne bekannt machen, und zweitens, dass die analogen Ausgaben in guter – auch haptischer – Erinnerung bleiben.

*J.Georg Brandt*